

## Gastkolumne

## Souveränität ist mehr, als ihre Verächter behaupten

Drei Argumente sollen den Souveränitätsverlust durch den EU-Rahmenvertrag schönfärben. Alle drei sind falsch



Paul Widmer

Das Rahmenabkommen brächte einen grossen Souveränitätsverlust. Das missfällt vielen Schweizern. Deshalb versuchen Befürworter weiszumachen, der Vertrag bedeute nicht nur keinen Verlust, sondern sogar eine Stärkung der Souveränität. Wirklich?

Schauen wir uns die Argumente an. Es sind deren drei. Das erste möchte ich das **Vasallen-Argument** nennen. Es besagt, die Abgabe von Hoheitsrechten an die EU stärke faktisch die Schweiz, weil man unter dem Schirm eines mächtigen Partners mehr erreiche als allein. Genau so hat man im Mittelalter das Lehnswesen eingeführt. Der Vasall schwor dem Lehnsherrn Treue. Damit gab er seine Unabhängigkeit auf, erhielt dafür dessen Schutz. Das mag smart sein, aber souverän ist es nicht.

Das zweite ist das **Augenwischer-Argument**. Es hebt die neue Mitsprachemöglichkeit hervor, überspielt aber die Tatsache, dass man gar nicht mitentscheiden darf. Mit Verlaub: Mitsprache ohne Stimmrecht ist ein Placebo. Man darf zwar unverbindlich seine Meinung einbringen, aber wenn es hart auf hart geht, wenn die Entscheide fallen, wird man vor die Tür gestellt.

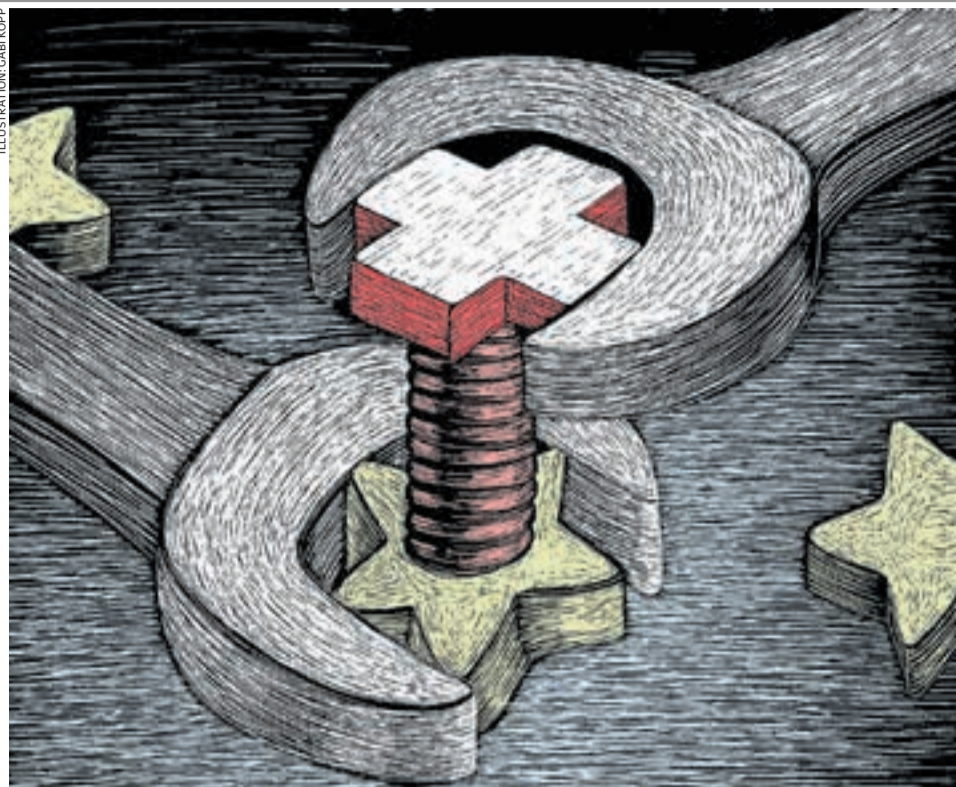
Und dann kommt das vermeintlich unschlagbare **Gratis-Argument**, wonach es heute ohnehin keine ungeteilte Souveränität

mehr gebe. Wie wahr! Doch das ist eine Binsenwahrheit. In einer eng verwobenen Welt mit Abertausenden von internationalen Verträgen und Hunderten von multilateralen Konventionen ist selbst der mächtigste Staat nicht völlig autark. Alle sind auf Zusammenarbeit angewiesen. Aber darum geht es nicht. Was zählt, ist die Befugnis, letztlich selber zu entscheiden, welche Rechte man abtreten will und welche nicht. Es geht um die Kompetenz-Kompetenz. Das macht den grossen Unterschied zwischen souverän und nicht souverän aus.

Die EU besitzt keine Kompetenz-Kompetenz. Sie borgt ihre Befugnisse von den souveränen Mitgliedstaaten. Diese entscheiden, welche Hoheitsrechte sie an die suprastaatliche Organisation übertragen. Ein solcher Schritt will gut überlegt sein. Hat man ihn getan, muss ein Staat die Zuständigkeit Brüssels anerkennen, auch jene des Europäischen Gerichtshofs (EuGH).

In letzter Zeit häuft sich die Kritik an diesem Gericht. Nachdem das deutsche Bundesverfassungsgericht im vergangenen Sommer den EuGH wegen Vernachlässigung seiner Kontrollaufgaben gerügt hatte, entschied kürzlich, wie das neue Online-Portal «Nebelspalter» berichtete, auch das oberste französische Verwaltungsgericht, ein Urteil sei nicht voll umzusetzen. Frankreich wisse besser, was es zur Bekämpfung des Terrorismus im eigenen Land brauche als das ferne Brüssel. Das sind ungewohnte Töne.

Nun soll die Schweiz dem EuGH in wichtigen Bereichen das letzte Wort zugestehen? Mit dem Rahmenabkommen würde sie dazu verpflichtet. Sie müsste in den Vertragsbereichen laufend die neuen EU-Gesetze übernehmen und die EuGH-Rechtsprechung befolgen. Für ein Nichtmitglied der EU wäre



Der souveräne Staat ist Voraussetzung für demokratische Herrschaft. Hier wird sie gelebt. Deshalb ist er auch kein Auslaufmodell.

das eine herbe Beschränkung der Souveränität. Nicht umsonst warnt Andreas Zünd, einst Bundesrichter und jetzt Schweizer Richter am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg, vor einem solchen Schritt. In einem Interview meinte er: «Wollen wir uns binden und Souveränität abtreten? Passt auf: Hier ist ein Problem, das noch langfristig ins Gewicht fällt.»

Man muss klar sehen: Letztlich geht es der EU beim Rahmenabkommen nicht um Lohnschutz oder Unionsbürgerrichtlinie, sondern um die dynamische Rechtsübernahme. Die EU-Chefunterhändlerin Stéphanie Riso soll das auch jüngst gegenüber Botschafterin Livia Leu eingestanden haben. Allmählich sollten auch die EU-Sympathisanten um Prognosemerkmale merken, dass sie mit ihrer Geringschätzung der Souveränität falsch liegen. Die Wirtschaft ist heute globalisiert, die Politik ist es nicht. Staat und Wirtschaft haben sich unterschiedlich entwickelt. Nach wie vor sind die Staaten die Inhaber der meisten Hoheitsrechte.

Die Schweiz sollte die Souveränität aber noch aus einem ganz anderen Grund hochhalten. Die Demokratie gedeiht auf staatlicher Ebene viel besser als in der abgehobenen Sphäre von supranationalen Gebilden. Der souveräne Staat ist Voraussetzung für demokratische Herrschaft. Hier wird sie gelebt. Deshalb ist er auch kein Auslaufmodell. Aber auf etwas muss man achten: In einer friedlichen Welt muss Souveränität mit dem Respekt für das Völkerrecht gepaart sein. Und das Völkerrecht beruht, auch daran sei in diesem Kontext erinnert, auf Kooperation, nicht Subordination.

Paul Widmer ist Diplomat und Sachbuchautor.

## Medienkritik

## Sonntags gibt es zum Rührei Primeurs



Aline Wanner

Es ist jetzt genau zehn Jahre her, seit ich - frisch von der Journalistenschule und voller Vorfreude - mein Praktikum im Inlandressort der «Sonntagszeitung» begann. Meine erste Aufgabe war allerdings nicht, wie man vielleicht meinen könnte, eine Idee vorzustellen oder eine Geschichte zu recherchieren, sondern bestand darin, eine Strichliste anzufertigen.

Mein Chef bat mich, zu notieren, wie oft die «Sonntagszeitung» seit ihrem Erscheinen zwei Tage zuvor von anderen Medien zitiert worden war. Dafür klickte ich mich in der Schweizerischen Medienbank durch Artikel von «20 Minuten», der SDA oder der NZZ und zählte. An das Ergebnis erinnere ich mich nicht mehr und auch nicht daran, ob es den Ressortleiter interessierte. Die Übung zielte vielmehr darauf, mir beizubringen, was auf dieser Redaktion wichtig war: Primeurs. Rohe Neuigkeiten also, verpackt in eine saloppe Sprache, oft völlig frei von klugen Gedanken, verbreitet ungeachtet dessen, ob sie irgendeinen Leser interessieren.

Das war schon damals ziemlich uninspirierter und einseitiger Journalismus, gerade für eine Wochenpublikation, die an einem Tag erscheint, an dem die Leute potenziell Lust und Musse haben, sich einem Text zu widmen. Heute, in einer Zeit, in der die Inserate noch rarer und die Bedürfnisse der Leser - und vor allem auch der Leserinnen - aus ökonomischer Sicht noch entscheidender sind, erstaunt es umso mehr, wie trostlos und gleichförmig gerade die Politikteile der einschlägigen Schweizer Wochenendpublikationen daherkommen. Als ob sich relevante und exklusive Geschichten nicht liebevoll und gut erzählen liessen. Als ob kein Journalist gerne denken und schreiben würde.

Manchmal beschleicht mich zum Rührei am Sonntag das Gefühl, ich begäbe gerade wieder mein Praktikum nach der Journalistenschule.

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

## 49 Prozent

## Kleiner Stich, grosse Leere



Patrick Imhasly

Die Wette gilt. Der jüngere Sohn ist davon überzeugt, dass unsere vierköpfige Familie die Corona-Krise überstehen wird, ohne dass sich jemand von uns mit dem Virus ansteckt. Dafür ist er bereit, das Sackgeld einer Woche einzusetzen.

Die Chancen stehen gut, dass er richtig gepokert hat. Bis jetzt sind alle unsere Tests negativ ausgefallen - PCR- oder Antigentests in der Arztpraxis, Selbsttests zu Hause und neuerdings gepoolte Spucktests in der Schule. Ich selbst war das vergangene Jahr hindurch ruhig - zwar bemüht, das Virus von meiner Familie und mir fernzuhalten, aber nie wirklich ernsthaft besorgt. Doch ausgerechnet jetzt, auf den letzten Metern der

Jahrhundertpandemie, habe ich Stress bekommen. Wegen der Impfung.

Als meine Arbeitskollegen an einem Freitagmorgen vor drei Wochen im Büro triumphierend verkündeten, sie hätten sich einen der dann noch raren Termine für die grosse Masse der nicht zu einer Risikogruppe gehörenden Personen gesichert, liess mich das noch einigermaßen kalt. Denn das war im Kanton Zürich, und in Bern, wo ich wohne, sollte die Impflotterie erst ein paar Tage später beginnen: 10 000 Termine für rund 160 000 Impfwillige. In stundenlangen Bemühungen und zunehmend genervt habe ich es nicht geschafft, einen Termin zu reservieren. Einmal hätte ich die Möglichkeit gehabt, nach Langenthal zu gehen. Drei Sekunden lang habe ich mir das überlegt, dann war der Termin weg.

Besonders auf den Wecker gegangen ist mir in dieser Situation der Chef des Vergleichsdienstes Comparis. Er nörgelte in den Medien herum, das «Nutzererlebnis» sei «nicht optimal» - nachdem er für sich und seine Frau einen Impftermin ergattert konnte! Und er war schamlos genug, einen Werbespot zu platzieren im Sinne von: Seine

Firma hätte das alles viel besser zustande gebracht. Ein paar Tage später haben mir meine Freunde beim Jassen Mut gemacht, es klappe schon noch. Das war lieb von ihnen, aber auch sie und ihre Partnerinnen hatten sich bereits Termine gesichert. Schliesslich fand meine Frau an einem Montagmorgen um acht Uhr völlig überraschend einen Impftermin in Burgdorf - und ich konnte in einer Arztpraxis nachrutschen, unter gütiger Vermittlung ebendieser Freunde.

Psychologen und Philosophinnen haben sich allenthalben über den Sinn des Impfnegs ausgelassen. Neid zu empfinden, sei menschlich, stelle eine positive Triebfeder dar, um das eigene Überleben zu sichern, und habe zu Unrecht einen schlechten Ruf. Ich für meinen Teil habe in den Tagen ohne Impftermin keinen Neid empfunden. Im Gegenteil: Ich habe mich für jene gefreut, die wussten, dass sie bald Zugang zum kostbaren Gut einer Corona-Impfung erhalten würden - hätten sie es bloss nicht überall herumposaunt. Mein Problem war eher eine Art Torschlusspanik. Ich war überzeugt davon, in der Corona-Krise das meiste richtig gemacht zu haben. Jetzt, kurz vor dem Ziel,



Der linke Oberarm schmerzte, als ob mich ein Impfgegner an dieser Stelle mit einer Eisenstange malträtiert hätte.

drohte ich zu scheitern, schien mich das Virus doch noch einzuholen.

Und dann bekam ich die erste Impfung. Ich verspürte kein Flash. Der kleine Stich war nicht der schönste Moment meines Lebens, wie das andere euphorisiert geschildert haben, als stünden sie unter Drogen. Vielmehr schmerzte der linke Oberarm, als ob mich ein Impfgegner an dieser Stelle mit einer Eisenstange malträtiert hätte. Ich hatte mein altes Leben nicht auf einen Schlag zurück. Wie alle anderen Geimpften trage auch ich im Alltag nach wie vor brav meine Maske, trinke mein Feierabendbier fröstelnd auf der Terrasse meiner Stammbeiz und versuche dabei, dem Regen in diesem nasskalten Mai aus dem Weg zu gehen.

Was mich nach der Impfung überkommen hat, ist eine Leere, wie man sie nach dem Ablegen einer wichtigen Prüfung in der Schule empfunden hat. Aber auch ein Gefühl von tiefem Frieden und Dankbarkeit. Gewinnt mein Sohn seine Wette, werde ich ihm den Gewinn verdoppeln.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».